Bunte Kriegs-Chronik aus deutschen Landen

Der Kampf um Farm St. Marie.

Der Lichtsignaldienst der französischen Bevölkerung hinter der Front.

Der folgende Feldpostbrief gibt ein anschauliches Bild von der verheerten Farm Ste. Marie, um die erbitterte Kämpfe gewütet worden sind.

Wir lagen zum erstenmal ganz auf dem linken Flügel unseres Regiments in Stellungen, die sonst das dritte Bataillon besetzt hält. Vor allen Dingen aber gefiel uns die nähere Umgebung unserer Erdhöhlen. Da waren also die Farm Ste. Marie und die Deckungen der Artilleristen im nahen Kieferngehölz. Diese Farm kannte ich bisher nur vom Hörensagen — unsere Leute holten von dort immer Wasser zum Kochen —, jetzt besuchte ich sie zum erstenmal. Nie werde ich den Eindruck vergessen, den diese schöne, durch den Krieg vollkommen verwüstete Besitzung auf mich gemacht hat. Man stelle sich also einen quadratischen, auf drei Seiten mit Gebäuden umgebenen Hof vor, an der vierten, nach Süden offenen Seite das hohe, schmiedeiserne Tor, wie man es aus Bildern französischer Schlösser kennt. Nur nach den Trümmern kann man ungefähr schließen, was dies oder jenes Gebäude früher gewesen sein mag. Es hat nämlich um diesen Hof ein ganz verzweifelter Kampf stattgefunden, und der Besitzer hat als Reserveoffizier bis zuletzt ausgeharrt.

Bis zum Dachbalken ist alles in Brand geschossen, die kahlen Giebel ragen in die Luft. Und dabei ist jetzt alles wieder voll Leben. Denn in sämtlichen Zimmern, Ställen und Kellern dieses Gutshofes kochen unsere . . .er und einige Mannschaften von der etwa hundert Meter entfernt im Walde liegenden Batterie der . . .er Feldbatterie. Daneben also die Bilder grausiger Verwüstung und Spuren erbitterten Kampfes. Gleich am Nordausgang zwei Soldatengräber, wenn ich mich recht entsinne ein deutsches und ein französisches. Dann kommt man an den einstigen Weinkeller vorbei: ein wüster Scherbenhaufen. Besonders grausig wirken in zwei Ställen dunkle Massen, die vor der Krippe liegen: die Kühe, die im Stalle verbrannt sind, weil die Zeit fehlte, sie hinauszutreiben. Das Einzige, was noch ansehnlich geblieben, ist der schöne, große Obstgarten, der sich zwischen dem Hause und dem schon erwähnten Kieferngehölz hinzieht. In diesem Kieferngehölz lagen wir und nahmen wohl eine volle Stunde ein Sonnenbad. Ich hatte an demselben Morgen reichlich Post bekommen. Ich ließ es mir also an einer windgeschützten Stelle wohl sein und veranstaltete mit Kameraden ein kleines Lesekränzchen. — Ein paar aus nächster Nähe abgegebene Schüsse unserer Feldartillerie veranlaßten uns, den Herren Kanonieren einen Besuch abzustatten. Haben die es gut! Wir staunten nur immer und immer wieder, und fragten die Artilleristen, ob das etwa Krieg wäre, wenn in jeder Deckung ein Kochofen stände, jede Deckung ein Fenster besäße. Die schönsten Lederstühle hatten sie sich hier zusammengeholt, nirgends fehlte ein bequemer Tisch. Ja, in den meisten Fällen war die Trennung von Wohn- und Schlafzimmer streng durchgeführt. In der ersten Deckung — jedes Geschütz hatte eine — fiel mir ein riesiger Toilettendamenspiegel auf. Eine neue Deckung war im Bau: ein Wohn- und Eßzimmer für etwa zwanzig Mann. Alles tapeziert, beleuchtet, geheizt. In jeder dieser Erdhöhlen stand ein mit Briketts geheizter Ofen, der eine wohlige Wärme verbreitete und uns nur ungern wieder das gastliche Lokal verlassen ließ. Ich war regelrecht neidisch geworden, wenn ich daran dachte, wie oft wir in der vordersten Linie haben frieren müssen, nicht etwa, weil die Deckung ungeheizt war, sondern weil überhaupt keine da war.

Der Grund dieser üppigen Ausstattung der Erdhöhlen liegt einfach darin, daß die Leute Zeit haben. Sechs Wochen liegen sie nun schon in derselben Stellung und es ist gar nicht abzusehen, wann sie diese verlassen sollten. Außerdem ist es eine Truppe, die ruhig allerlei mitschleppen kann, ohne an ihrer Bewegungsfähigkeit behindert zu werden. Wir Infanteristen müssen natürlich viel beweglicher sein. — Für den Feind aber ist es ganz unmöglich, die Stellung zu entdecken, denn das einzige Mittel, das vielleicht noch in Frage kommen dürfte, das Mündungsfeuer, versagt bei uns. Bleibt also nur noch die Spionage übrig, um die Stellung herauszukriegen. Und auf dem Gebiete haben es die Franzosen weit gebracht. Jeden Abend sehen wir Lichter brennen in den Häusern hinter der Front und wieder verschwinden: das reine Morsealphabet, durch diese Zeichen teilt die Zivilbevölkerung der von uns besetzten Dörfer den eigenen Truppen auf der anderen Front mit, wo unsere Geschütze stehen, was für Truppenbewegungen erfolgen und tausend andere Dinge. Auf die Dauer konnte man diesem Treiben nicht mit Langmut zusehen. Proklamationen an die Bevölkerung, sich Feindseligkeiten gegen unsere Truppen zu enthalten, wurden nicht beachtet. Infolgedessen sieht sich jetzt das Generalkommando gezwungen, mit härteren Mitteln zu arbeiten. So wurden denn gestern, am Sonntag Morgen, die Bewohner der dicht hinter der Front liegenden Dörfer gezwungen, ihre Wohnungen zu verlassen. Der ganze Transport — es waren auf unserem Rest etwa 50 — wurde nach R . . . gebracht. Ich selbst konnte nicht Augenzeuge sein, da unser Trupp morgens um 6 Uhr 30 Minuten abmarschiert war zum Bauen von Winterdeckungen am Bahndamm. S. hatte sich am Abend vorher als Dolmetscher gemeldet und hat mir allerlei davon erzählt. Ganz traurige Bilder sind es gewesen, wie die Frauen, eine davon mit 10 Kindern, nur mit schwerem Herzen sich von ihren Häusern hätten trennen können. Besonders ergreifend soll der Abschied des Maire, eines würdigen, alten Mannes von seiner Frau gewesen sein. Selbst unser Hauptmann ist weich dabei geworden. — Immer wieder muß man daran denken, wie wenig die Leute bei uns das Glück einschätzen, daß der Krieg nicht im Lande ist, bis auf eine Provinz. Und diese wird bereits von allen Seiten unterstützt, um die Spuren des Krieges verwischen zu können, und zwar jetzt schon während des Krieges. Wann wird hier die Regierung daran denken können, dem Lande wieder aufzuhelfen? Was wird der Bauer hier zu arbeiten haben, um sein Feld wieder betriebsfähig zu machen.

Heute Montag sind wir wieder auf unserm Sandhügel, der vor einigen Wochen in vorderster Linie, jetzt etwa in dritter Linie liegt. Leider sind die Deckungen etwas kalt wegen des Sandes, sonst aber sehr geschützt und vor allen Dingen trocken. Man hält es also aus, besonders bei der nötigen Beleuchtung. Man kann sich nicht vorstellen, wie willkommen eine Kerze aus der Heimat ist . . . Der Katinenfeldwebel hat geschworen, bevor er nicht seinen Vorrat an Tabak und Zigarren verkauft hätte, würde er andere Sachen überhaupt nicht führen. Nun sind wir aber gerade mit Rauchwaren durch die Liebesgabensendungen in reichstem Maße versehen. Inzwischen ist es 5 Uhr geworden, lange kann ich nicht mehr schreiben. Die Reserve ist tatsächlich bald die einzige Gelegenheit, um Briefe zu schreiben.

Die Bonner Arndt-Eiche.

Der Verein Alt-Bonn hat für die Arndt-Eiche, das Bonner Kriegsmal, eine eigenartige Gabe gestiftet, indem er von zwei Stücken aus seinen Arndt-Schätzen, einer Federzeichnung von Bernhard Afinger und einem von Ernst Moritz Arndt geschriebenem Albumblatt, hübsche Nachbildungen herstellen ließ, die als Postkarten zum Besten der Arndt-Eiche verkauft werden sollen. Die Federzeichnung von Bernhard Afinger, dem Schöpfer des Bonner Arndt-Denkmals auf dem Alten Zoll, stammt aus dem Jahre 1855 und zeigt den 85jährigen Vater Arndt, wie er mit einem Barett auf dem Kopfe, unter dem Arm einen handfesten Regenschirm, frisch und aufrecht über die Straße geht. Aus dem Jahre 1855 stammt auch das in klaren, schönen Schriftzügen gehaltene Albumblatt, auf dem Arndt einem Mitgliede der Familie Afinger folgenden Spruch widmet: „Wer nicht zu handeln, nicht zu säen wagt, von dem wird endlich Welt und Glück verklagt."

* * *

Sozialdemokratie in Baden.

Aus der badischen Parteiorganisation der Sozialdemokratie wird geschrieben: „Der Badische Staatsanzeiger („Karlsruher Zeitung") teilt in einer ihrer letzten Nummern mit, daß Genosse Anton Geiß-Mannheim zum Mitglied des Bezirksrats für Mannheim ernannt worden ist. Mit Ausbruch des Krieges wurde Genosse Geiß für ein zum Heeresdienst einberufenes Bezirksratsmitglied als dessen Stellvertreter ernannt. Die jetzige Ernennung ist keine provisorische mehr, sondern hat Gültigkeit bis zum 1. April 1918 und ist für ein kürzlich verstorbenes Bezirksratsmitglied bestimmt. Mit der Ernennung des Genossen A. Geiß als Bezirksratsmitglied tritt der erste Sozialdemokrat in diese Verwaltungskörperschaft ein . . . Damit ist die Sozialdemokratie in Baden in allen öffentlich-rechtlichen Verwaltungskörperschaften vertreten."

* * *

Neue Ehrung Kaiser Wilhelms.

In der Sitzung der Ungarischen historischen Gesellschaft in Budapest wurde mit großer Feierlichkeit Kaiser Wilhelm in die Reihe der gründenden Mitglieder aufgenommen. Der Vize-Präsident Ministerialdirektor Dr. Desider Csanky, der in Abwesenheit des Präsidenten, Geheimrats L. Thalloczy, den Vorsitz führte, verlas zuerst ein Schreiben des deutschen Botschafters in Wien, v. Tschirschky, mit der Mitteilung, daß Kaiser Wilhelm der Gesellschaft als gründendes Mitglied beigetreten sei. Csanky hielt hierauf eine Rede, worin er den Dank und die hohe Genugtuung der Gesellschaft über die Auszeichnung ausdrückte, die sowohl ihr, als auch der ungarischen Gesellschaft und dem öffentlichen Leben Ungarns durch den Beitritt Kaiser Wilhelms, der der würdige Sohn der großen Zeit genannt zu werden verdiene, widerfahren sei.

* * *

Fried. Krupp A.-G. in München.

Freimann, wo die Kruppschen Werke zur Anlage einer neuen Geschützfabrik große Bodenflächen (gegen 400ha) erworben haben, liegt etwa 4 Kilometer nördlich der Münchener Vorstadt Schwabing in der Nähe der Isar. Es ist also dieselbe Gegend im Norden der bayerischen Hauptstadt, wo sich auch die Maffeische Lokomotivenfabrik und einige andere große Industrieanlagen befinden. Schon seit längerer Zeit war im Zusammenhang mit Besuchen des Herrn Krupp v. Bohlen und Halbach in Oberbayern von großen Kruppschen Plänen die Rede. Im Vergleich zu Nürnberg und Augsburg ist München arm an großindustriellen Anlagen.

Das vierte Kriegssemester in Bonn.

Die Couleur fehlt — der Krieg kennt nur eine Farbe: Feldgrau.

Die alten kurfürstlichen Kastanien im Hofgarten legen gemach ihre stolzen Kronen ab. Wenn ein Wind sich hebt, rieselt ein sachter Regen von zarten, weißrosa Blüten erdwärts, unter die Füße der vielen Studierenden beider Geschlechter, die zur Alma Mater streben. Wer in den ziellosen Vorhof der „Schwarzen Bretter" eintritt, fühlt bald, wieviel an Friedenswerten und -kräften wir eigentlich in dieses eherne Zeitalter herübergerettet haben. „Inter arma silent musae". Seneka, der dieses Wort prägte, kannte die unvergleichliche innere Lebensstärke des deutschen Volkes nicht, das gerade, ob es gleich bis zur letzten Faser sich den ungeheuren Erfordernissen dieses Weltkrieges zu opfern scheint, doch noch über solch gewaltige Hingabe hinaus auch daheim unermüdet und planvoll sein Haus verwaltet. Und was wäre friedlicher als die Wissenschaft? Alles erscheint hier wie sonst: Die Zahl der Vorlesungen und der Hörer nicht merklich verringert, Besuchsstärke und Arbeitswille vielleicht sogar gesteigert. Selbst das große Kolleg über Völkerrecht weist gefüllte Bänke auf. In den Hallen ein Kommen und Gehen bis in den tiefen Abend, noch ist Semesteranfang, die Zeit des Einschreibens und Belegens. Und doch: der schärfere Blick erfaßt Unterschiede gegen früher, die sich dem flüchtigen Auge entziehen. Die Studentenschaft als solche ist verändert, in ihrer Zusammensetzung und ihrer Haltung. Die Couleur fehlt. Nicht nur, daß einzelne Verbindungen zurzeit ganz ruhen, weil sie all ihre Burschen und Füchse ins Feld entsandt haben; es erschien auch den meisten als vaterländische Pflicht, solange die Kriegsposaune dröhnt, allem fröhlichen Prunk und Farbenspiel zu entsagen. In den Verbindungshäusern, diesen Hochburgen jugendlicher Heiterkeit, sind Verwundete gebettet. Die einzige Farbe, die sich in das einförmige Bild mischt, ist Feldgrau. Neben vielen, die ihr Eisenkreuz schon wieder an der bürgerlichen Kleidung tragen, zeigen sich zahlreiche Soldaten in Uniform, von allen Waffen und Graden. Manche sind verstümmelt, tragen den Lederhandschuh über der verkrüppelten Hand oder haben noch nicht die volle Kraft der Füße wiedergefunden. Die meisten sehen ernst aus. Und sie wissen auch, warum. Wer durch das Feuer und Wasser des Mordens gegangen ist, dem geht die unbefangene Kindlichkeit verloren. Diese Soldaten im Bürgerkleid wie im Rocke des Kaisers sind der Alma Mater liebste Söhne; denn sie haben das schon kühn und freudig wahrgemacht, was die Hohe Schule ihnen als der Weisheit letzten Schluß einzuprägen bestimmt und bestrebt ist: das völlige Aufgehen im Ganzen. Die ersten Semester! Welcher alter Bruder Studio kann sich eines erinnerungsseligen Lächelns erwehren? Sie sind auch jetzt wieder da, scheinbar kaum weniger zahlreich als in früheren Jahren. Ein wenig schüchtern und doch wieder mit einem Anflug von Würde studieren sie andächtig die Ankündigungen und Bekanntmachungen; einige tragen noch den feierlich-schwarzen Rock, der ihr ängstliches Herz beim Examen deckte. Das Bild wäre nicht vollständig, wollten wir nicht auch jener gedenken, die der schonungslose Griff des Krieges zur Vorherrschaft in Hörsaal und Seminar geführt hat, der Studentinnen. Ihre an sich schon schnell gewachsene Zahl springt heute ganz besonders in die Augen: sie stellen die größere Hälfte der gesamten Studentenschaft! Ja, in einzelnen, zumal sprachwissenschaftlichen Fächern, läuft der eigentliche Student Gefahr, in der Menge der Genossinnen zu verschwinden, und die von einzelnen Lehrern immer noch beliebte Begrüßungsweise: „Meine Herren!" ist jetzt drauf und dran, den letzten Schein von Berechtigung zu verlieren. Ist diese erstaunliche Entwicklung gesund? Wir wagen es nicht zu entscheiden, einstweilen wenigstens noch nicht, solange wir den Raub des Todes unter der akademischen Mannschaft noch nicht ermessen können. In großen ganzen fügen sich die Studentinnen ja auch recht gut in die Gesamtheit ein, den meisten ist ihr Studium wirklicher Ernst, und wohl keine Schicht unserer Frauen steht in so ausgesprochener Feindschaft gegen eine übertriebene modische Putzsucht; sie gehen fast alle ohne Hut. Die Damen sind, wir müssen bekennen und — nachahmen, von wünschenswertester Pünktlichkeit und Ausdauer, es scheint, als sei ihre Kriegslosung das, was unlängst ein großer Studentinnenverband seinen Mitgliedern vorhielt: „Jetzt ist es an der Zeit, auch in der Universität, wo wir nun die Ueberzahl bilden, einmal zu zeigen, mit welchem Ernst und welcher Freudigkeit wir arbeiten können; jetzt ist es an der Zeit, zu beweisen, daß seminaristische Uebungen usw. auch zu erfreulichen Ergebnissen kommen können, wenn fast nur Frauen daran teilnehmen." Die Zukunft wird lehren, wieweit diese Mahnung befolgt wird. Und schließlich — sind sie nicht Blut von unserm Blute? Bangen nicht auch sie um Väter, Brüder und Liebste? Reifen nicht auch sie in dieser großen Prüfung zu einer reinern und festern Anschauung der Dinge dieses Lebens? Wir wissen es alle, sie leiden, harren und opfern mit uns. Als ich in diesen Tagen die Vorhalle betrat, begegnete mir eine engere Fach- und Seminargenossin, inzwischen Fräulein Doktor geworden. Mehrere Semester lang war ich gewohnt gewesen, sie nur mit ihrem älteren Bruder zusammen gehen und arbeiten zu sehen. Nun war sie allein und tiefer Trauer. Ich fragte nicht: aus ihren verschleierten Augen sprach die Furcht vor dieser Frage . . . An der Ehrentafel, die da im schlichten Rahmen, eichenlaubumkränzt, hängt, fand ich ihn genannt; am Hartmannsweilerkopf blieb er. Nun steht sein Name da unter den vielen, die schweigend starben und tausend ungetane Taten, unertungene Kränze, ungereifte Hoffnungen mit in die kühle Erde nahmen. Ein Lämplein brennt Tag und Nacht vor diesem ergreifenden Ex voto der Bonner Hochschule, ein ewiges Licht vor dem Hochaltare des Vaterlandes . . .

Die mutlosen Deutschen.

Als Beweis für die Mutlosigkeit der deutschen Truppen vor Verdun wird in französischen Zeitungen erzählt, den deutschen Soldaten sei das Tragen weißer Wäsche verboten worden, damit sie sich nicht ergeben könnten und nun bettelten sie die französische Zivilbevölkerung um jeden weißen Fetzen an.

Das haben nun die Deutschen wirklich nicht nötig. Sie haben nämlich ein weit besseres Mittel entdeckt, sich in den Besitz der ihnen so unentbehrlichen Parlamentärflaggen zu setzen. Sie schlagen nämlich beim Sturm einfach immer ein paar Franzosen tot und bemächtigen sich deren bekanntlich so blütenreicher Unterbekleidung zu dem genannten Zweck. Besonders die der französischen Hilfstruppen sind wegen ihrer weithin leuchtenden, blendenden Sauberkeit sehr beliebt. Ueberhaupt sind die deutschen Feldgrauen, wenn es ans Ergeben geht, sehr erfinderisch. So sollen die Berliner und Brandenburger, die die Feste Douaumont erstürmten, jeder eine Schale Weiße vor sich hergetragen haben, um den Feind auf ihre friedlichen Absichten aufmerksam zu machen. Es liegt sicher nur an dem mangelnden völkerpsychologischen Verständnis des französischen Kommandeurs und der strotzenden Mutfülle seiner Truppen, daß dieses Symbol mißverstanden wurde und die Deutschen so um die Segnungen der französischen Gefangenenlager gekommen sind.

* * *

Großherzogin Luise an die Austauschgefangenen.

Großherzogin Luise von Baden hat an die in Konstanz eingetroffenen deutschen Austauschgefangenen, nachstehendes Telegramm gesandt:

„Zu meinem größten Bedauern muß ich auf die Freude verzichten, die es mir gewährt hätte, der Ankunft unserer schwerverwundeten Austauschgefangenen beiwohnen zu können. Nicht weniger herzlich aber ist meine Teilnahme an den bevorstehenden Tagen und Stunden, und ich möchte den ankommenden, in die Heimat zurückkehrenden tapferen Vaterlandsverteidigern einen warm empfundenen Willkommengruß bei ihrem Eintritt ins deutsche Vaterland entgegenbringen. Möchte reicher Segen über dieser Heimkehr ruhen, die von uns allen in tiefer Dankbarkeit gefeiert werden wird. Luise."

Theater an der Front.

Das „Deutsche Theater an der Westfront", das von dem Karlsruher Theaterdirektor Fritz Grunwald Mitte Februar nur für kurze Zeit beabsichtigt war, hat sich zu einer stehenden Einrichtung in dem gesamten Okkupationsgebiet des Westens entwickelt. Direktor Grunwald, der als Unteroffizier bei dem Generalkommando eines aktiven Korps fast ein Jahr im Felde stehe, hat seinerzeit die ersten Gastspiele für die deutschen Truppen im Lille Stadttheater eingerichtet. Eine besondere Anerkennung wurde dem Ensemble dadurch zuteil, daß Fürst Leopold zur Lippe das „Theater an der Westfront" zu einer Festvorstellung in T... einlud und seinen Landeskindern einen frohen Abend mit dem tollen Schwank „Die spanische Fliege" bescherte. Direktor Grunwald wurde durch Verleihung der fürstlich Lippeschen Militärverdienstmedaille mit Schwertern ausgezeichnet. Der Darsteller der Hauptrolle, der Komiker Richard Georg (auch in Amerika in weiten Kreisen bekannt) vom Residenztheater in Berlin, erhielt die Lippesche Kriegsmedaille für Nichtkombattanten.

* * *

Franzosen als Hilfsarbeiter in den Obstanlagen.

Den Obstzüchtern in Werder-Glindow und anderen Gemeinden des Kreises Zauch-Belzig und Osthavelland sind gefangene Franzosen als Hilfsarbeiter in den Obstanlagen zur Verfügung gestellt worden. Die Franzosen sind zur vollsten Zufriedenheit der Obstzüchter auf den Plantagen tätig. Die Geschicklichkeit der Leute findet allgemeine Anerkennung. Andererseits sind auch die Gefangenen mit ihrem Los zufrieden. Sie stehen natürlich unter Bewachung und haben, wo es erforderlich ist, sogar einen Dolmetscher zur Verfügung.

* * *

Diebstahl Regerscher Schriftstücke.

Dem langjährigen Freunde und Meininger Nachfolger Max Regers, Prof. Dr. Fritz Stein in Jena, wurden bei einem Einbruch wertvolle Schriftstücke Regers gestohlen. Professor Stein steht als Sanitätssoldat im Felde, seine Villa ist deshalb ganz unbewohnt. Die Diebe hatten die ganze Zeit über in dem Hause gewirtschaftet. Auf dem Urlaub, den er wegen des Begräbnisses Regers genommen hatte, hat Professor Stein jetzt den Einbruch und Verlust der Schriftstücke entdeckt.

Der Wohlstand in der Arbeiterklasse.

Wie es der Regierung gelang, die unteren Schichten kriegsfreudig zu machen.

Der Pariser Berichterstatter Osborne schreibt in Stockholms Dagblad: Unter der arbeitenden Bevölkerung zeigt sich jetzt im Kriege ein nie geahnter Wohlstand. Die Arbeitsgelegenheit, die sich nach der Mobilisierung um mehr als 50 v. H. verminderte, ist inzwischen wieder auf den alten Stand gekommen, ja sie hat sich sogar etwas vermehrt. Die Anzahl der Arbeitenden ist mit Berücksichtigung der 24. v. H., die im Felde stehen, einige Prozent höher als vor Beginn des Krieges. Mit vermehrter Gelegenheit sind auch die Löhne erheblich gestiegen, so in der Textilbrachte bis auf 20, in der Zucker-Industrie bis 25, und bei den Werftarbeitern und Schiffsstauern bis 50 v. H. Die in den Kriegswerkstätten Beschäftigten können, da man teilweise wieder von der Stundenarbeit zur Stückarbeit zurückgekehrt ist, täglich bis 20 Franken verdienen. Es ist unter diesen Umständen kein Wunder, wenn ein großer Teil der niederen Bevölkerungsschichten das Ende des Krieges nicht herbeisehnt. Auch den Frauen, welche ihre Männer in Schützengräben haben, sowie den arbeitenden, geht es gut. Die Regierung hat durch die Bestimmung, daß die Mobilisierten und ihre Angehörigen keine Miete zu zahlen haben, und daß allen Mietern, deren Mietpreis unter 600 Franken beträgt, ein Moratorium gewährt ist, dafür gesorgt, daß das kleine Volk die Beschwerden des Krieges nicht fühlt; sie hat den Krieg volkstümlich gemacht. Aber welche Gefahr droht den Besitzenden, wenn nach Beendigung des Krieges die aus dem Schützengraben Heimkehrenden den Gerichtsvollzieher zu kosten bekommen, dann ist die Revolution da! Das muß die Regierung verhüten und deshalb nimmt man an, daß die Mietsausfälle usw. auf breitere Schultern abgewälzt werden, daß der Staat die Entschädigung auf sich nimmt. Man sieht, die Regierung hat es verstanden, ihre breiten untern Schichten kriegsfreudig zu machen und ist damit allen Befürchtungen über innere Unruhen enthoben.

Neue Autoreifen.

Eine Erfindung auf dem Gebiete der Automobilbereifung ist den Münchener Ingenieuren Professor Wehrle und Kiefel geglückt. Eine Erfindung, die, wie die „München-Augsburger Abendzeitung" mitteilt, mit einem Schlage der Gumminot abhilft und den Personen- und Lastautomobilverkehr an den Fronten und in der Heimat ohne Gummi ermöglicht und sicherstellt. Das große Geheimnis dieser Erfindung besteht in einer Stahlfederung in Verbindung mit Leder und Holz. Professor Wehrle erläutert dies so: Der gesamte Radreifen ist in eine Anzahl federnder Segmente zerlegt, zu denen nur Stahl, besonders imprägniertes Holz und ein geringes Chromleder verwendet werden. Diese Bereifung ist elastisch und nimmt jede Unebenheit des Bodens auf. Sie ist widerstandsfähig und doch etwas nachgiebig gegen seitliche Hindernisse, so daß das gefürchtete Schleudern des Wagens auf jeder Straßenfläche absolut vermieden wird. Diese Federung ist gegen Temperatureinflüsse, gegen scharfe Steine, Glassplitter und Nägel unempfindlich. Mehrere Probefahrten überzeugten davon. Die Konstruktion ist bereits gesetzlich geschützt.

* * *

Fleisch an fleischlosen Tagen.

In einem Erlaß der zuständigen Ministerien werden, die Ortspolizeibehörden ermächtigt, die Abgabe von Fleisch an fleischlosen Tagen im Einzelfalle ausnahmsweise dann zuzulassen, wenn bei längerer Aufbewahrung ein Verderb des Fleisches zu befürchten ist. Von dieser Ermächtigung ist, wie es in dem Erlaß heißt, namentlich auf dem Lande für den Verkauf von Fleisch auf Freibänken und für den Verkauf von notgeschlachteten Tieren Gebrauch zu machen. Da dort Freibänke vielfach nicht mit Kühleinrichtungen versehen sind, würde es zu einem Verderben des Fleisches führen können, wenn der Verkauf von Fleisch, insbesondere auch der Verkauf des oft nur beschränkt haltbaren Fleisches von notgeschlachteten Tieren, grundsätzlich und ausnahmslos an den fleischlosen Tagen verboten bliebe, was unbedingt vermieden werden muß.

* * *

Die deutschen Kriegsgefangenen in der Schweiz.

Ueber die militärischen Ehrenbezeigungen gegenüber den in der Schweiz zur Erholung sich aufhaltenden kranken Kriegsgefangenen teilt das Pressebureau des Schweizerischen Armeestabes aus einem Befehl des Generaladjutanten vom 18. Mai mit:

Ganz gleich wie die eigenen Offiziere und Unteroffiziere sollen in der Armee auch die fremden kriegsgefangenen Offiziere und Unteroffiziere gegrüßt werden, die in ehrenvollem Kampfe für ihr Vaterland verwundet und waffenlos geworden sind.

* * *

Sächsische Beamte.

Als Nachfolger des unter dem 1. Juli in den Ruhestand übergetretenen Königlichen Gesandten in Berlin, Frhrn. von Salza-Lichtenau, ist der Geheime Rat im Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten Kammerherr v. Nostitz bestimmt. Ferner ist für den durch das Ableben des Königlichen Gesandten Grafen v. Rex zur Erledigung gekommenen Wiener Gesandtenposten der Amtshauptmann Kammerherr v. Nostitz-Wallwitz ausersehen.

Der Weg der Deutsch-Oesterreicher.

Die gesundende Wirkung des Krieges in der Doppel-Monarchie.

Mit ungeheurer Wucht hat der Kriegssturm an den Grundfesten des Habsburgerreichs gerüttelt, dessen inneres Gefüge man in London und Paris nicht weniger als in Petersburg und Rom schon seit Jahren für so gelockert gehalten hatte, daß es bei dem ersten heftigen Anstoß von außen unweigerlich auseinanderbrechen müßte. Allein mit einer selbst manchen seiner Freunde überraschenden Lebenskraft und Zähigkeit hat Oesterreich-Ungarn diese Probe auf sein Daseinsrecht bestanden, politisch, militärisch und wirtschaftlich, wie ein Stahlband hat der Weltkrieg auf seinen Organismus gewirkt, verjüngt und zukunftsfroher geht es, während seine Heere noch in harter Blutarbeit begriffen sind, bereits daran, Rahmen und Bahnen seiner Entwicklung in kommenden Friedenszeiten abzustecken. Nicht nur, daß die Verhandlungen zwischen Wien und Budapest über die Erneuerung des Ausgleichs, der staatsrechtlichen Grundlage der Monarchie, rüstig gefördert werden, nicht nur, daß die Vorarbeiten für die Eingliederung des Reiches in das Mitteleuropa der Zukunft in lebhaftem Gange sind — auch die einzelnen Völker und Völkergruppen, die in Oesterreich und Ungarn staatlich zusammengefaßt sind, beginnen sich für ihre neuen Aufgaben und Pflichten zu rüsten.

Wie weit dieser Prozeß in den Ländern der ungarischen Krone gediehen ist, läßt sich bisher nicht deutlich erkennen. Nur die Magyaren, die führende Nation, deren Hauptmasse in dem von den Kriegsereignissen nicht unmittelbar berührten Landesinnern siedelt, scheinen ihren politischen Aufmarsch schon beträchtlich gefördert zu haben, wogegen Deutsche, Slowaken, Rumänen und Serben, deren Wohnsitze zum größten Teil im Kriegsgebiet oder unmittelbar daran liegen, notgedrungen noch politisch den Atem anhalten.

Schärfere Umrisse zeigt die nationale Gruppenbildung in Oesterreich. Am meisten beeilt haben sich mit der Herstellung einer einheitlichen Organisation die galizischen Polen, deren Ehrgeiz und Hoffnung es ist, Kristallisationskern eines über die Grenzen Galiziens hinausgreifenden Gebildes zu werden. Kaum weniger eifrig zeigten sich die Tschechen, all ihre politischen Gruppen und Sekten eng zusammenzuschließen, gesunde und räudige Schafe in eine Hürde zu bringen; ihr wirksamer Antrieb ist ihr schlechtes Gewissen: bei den einen ob ihrer Begehungs-, bei den anderen ob ihrer Duldungs- und Unterlassungssünden. Ueber die Dinge, um die es sich da handelt, wird deutlich erst nach dem Kriege gesprochen werden können.

Weit fortgeschritten, wenn auch noch lange nicht zum Abschluß gediehen, sind die Vorbereitungen der Deutschösterreicher. Sie dürfen sich rühmen, von der ersten Stunde an ihre ganze Kraft in den Dienst des Vaterlandes gestellt zu haben. Deutschnationale und Christlichsoziale, Liberale und Klerikale, Sozialdemokraten und Konservative überboten einander in hingebender Opferfreudigkeit, auf unzähligen Schlachtfeldern erneuten Deutschböhmen und Alpenländler im Wetteifer mit den Magyaren ihren Jahrhunderte alten Waffenruhm und besiegelten ihre Treue zu Kaiser und Reich mit Strömen edelsten Blutes, die Milliarden, deren die Monarchie für die Kriegführung bedarf, fließen ihr zum weitaus größten Teil aus Deutschösterreich zu, das im vollsten Sinne „Gut und Blut" fürs Vaterland einsetzt. Die unermeßlichen Verdienste, die sich so der deutsche Stamm in Oesterreich in den Tagen der schwersten Daseinskrise um die Monarchie erworben hat, werden dadurch nicht verringert, daß sein österreichischer Patriotismus von seinem glühenden Nationalgefühl beschwingt wurde — dieses von jedem Mißklang freie Zusammenstimmen österreichischen und deutschen Empfindens erhärtet vielmehr die von Staatsmännern unseligen Angedenkens wie Hohenwart, Taaffe und Badeni verkannte und verleugnete Thatsache, daß die Deutschen, wie sie die Schöpfer des Staates Oesterreich gewesen, so auch jetzt noch seine festeste, zuverlässigste Tragsäule sind. Nach den Erfahrungen des Weltkrieges wird niemand, der es ehrlich mit Oesterreich-Ungarn meint, dagegen Widerspruch erheben können, daß die Deutschen sich der ihnen geschichtlich überkommenen Aufgabe, den Kern und Kitt der westlichen Reichshälfte zu bilden, würdig erwiesen haben und daß ihnen fortan unbestritten die führende Stellung unter den Volksstämmen dieses Staates gebührt. Die führende Stellung, nicht eine beherrschende — nach dieser stand seit dem Beginn des Verfassungslebens niemals Wunsch und Wille der Deutschen, danach wird auch in Zukunft ihr Sinn nicht stehen. Was die Deutschen für Oesterreich erstreben und verlangen, ist eine starke Zentralgewalt, die allen der Staatseinheit schädlichen zentrifugalen Bestrebungen einzelner Nationalitäten und Provinzen die nötigen Schranken zieht und ihren Ausdruck nach außen hin in einer einheitlichen Verständigungssprache findet, die nur die deutsche sein kann, die sich schon bisher als Armeesprache unentbehrlich und von höchstem Werte erwiesen hat. Innerhalb dieses weiten Rahmens kann und soll jeder der in Oesterreich nebeneinander lebenden Nationalitäten gleiche Rechte und unbeschränkte Freiheit kultureller Entwicklung, politisch, materiell und geistiger Betätigung genießen.

Wie selbstverständlich das alles im Grunde auch ist, so wird der Neuaufbau des Staates nach diesen Leitgedanken doch manchen schweren Kampf kosten, denn allzusehr ist in den letzten vierzig Jahren die Selbstsucht und Begehrlichkeit einzelner Nationalitäten großgezogen worden, sie jetzt auf ein für das Staatswohl erträgliches Maß zurückzudämmen, wird nicht von einem Tage zum andern gelingen. Für die hier winkende Arbeit sich rechtzeitig zu rüsten, ist für die Deutschösterreicher ebenso ein nationales wie ein vaterländisches Pflichtgebot. Darum ist die Meldung von der Schaffung einer „Deutschen Arbeiterpartei" in Oesterreich mit Befriedigung zu begrüßen. Zwar ist noch nicht abzusehen, ob gerade dieses politische Parteigebilde dazu berufen ist, den unerläßlichen Zusammenschluß des bisher nur allzusehr zersplitterten Deutschtums zu bewirken, aber jedenfalls bezeichnet es einen Schritt vorwärts entgegen dem Ziel, das jedem Deutschen in Oesterreich vorschwebt und das erreicht werden wird, weil es erreicht werden muß, um des Deutschtums wie um Oesterreichs willen.

Eine Zeitung für russische Kriegsgefangene.

Bei der großen Anzahl der russischen Gefangenen, die sich teils in Gefangenenlagern, teils in unzähligen kleinen Arbeitstrupps in deutschen Landen befinden, hält es das Königliche Kriegsministerium für wünschenswert, durch Veröffentlichung der Kriegsberichte aller beteiligten Staaten, Aufsätze über die Verhältnisse in Deutschland usw. in einer in russischer Sprache herausgegebenen Zeitung aufklärend auf die große Masse der hier befindlichen Russen zu wirken. Wie die Nachrichtenstelle der Landwirtschaftskammer für die Provinz Brandenburg bekanntgibt, wird es deshalb an den maßgebenden Stellen für wünschenswert gehalten, daß entweder die Arbeitgeber russischer Gefangener die erwähnte Zeitung „Russischer Bote" selbst für ihre Gefangenen in einem oder mehreren Stücken halten oder aber die kriegsgefangenen Russen selbst zur Haltung des „Russischen Boten" ermuntern.

* * *

Deutsch im Elsaß.

Das erste Doktordiplom in deutscher Sprache stellte die Universität Straßburg dem Direktor der Gesellschaft für drahtlose Telegraphie zu Berlin, Ingenieur Grafen Georg v. Arco, den sie, zum Ehrendoktor ernannt hat. In seinem Hauptteil lautet das Diplom: „Die Fakultät hat diesen Beschluß gefaßt in Anerkennung der großen Verdienste, die Herr Graf v. Arco sich um die Ausgestaltung der Funkentelegraphie, insbesondere durch die Erfindung des kontinuierlichen Frequenztransformators, erworben hat sowie wegen der Förderung, die das drahtlose Fernsprechwesen durch ihn erfahren hat. Seine Arbeiten haben nicht blos einen hohen Wert für Wissenschaft und Technik, sie dienen in der heutigen Kriegszeit auch ganz besonders unserem im schwersten Kampfe stehenden Vaterlande". Die Auszeichnung des Grafen v. Arco geht aller Wahrscheinlichkeit nach auf die Anregung von Professor Braun zurück, der neben Marconi der Begründer der drahtlosen Telegraphie ist.

* * *

Ein New